

Prana Extrem

Joshua Groß

Prana Extrem

Roman



Matthes & Seitz Berlin

*Beim Grenzüberschritt hörte ich nur deinen Herzschlag
und wie der Wind an meinen Ohrenknochen entlangkämmte
als Antimaterie.*

– Anne Carson

Lisa hat, fast ein Jahr bevor wir uns kennenlernten, auf Instagram gepostet:

Es gibt

keinen Ort

für mich.

Ende des Gedichts.

Als ich diesen Eintrag zum ersten Mal gelesen habe, fühlte ich mich ihr seltsam verbunden in meiner damaligen Getriebenheit. Wir waren uns noch nicht begegnet. Ich fühlte den Vibe ihrer Gedanken; sie wirkten in mir, ohne dass ich mich zu lange damit aufhielt, herauszufinden, was der Grund dafür sein könnte. Es war vielleicht so, dass ich eine innere Nähe wahrnahm, zu einem Menschen, mit dem ich bislang nur ein paar kurze Mails hin- und hergeschrieben hatte. Mittlerweile empfinde ich immerzu Zuneigung für ihren Mut, sich schonungslos in der Welt zu behaupten.

In Chester Watsons *Lost Inside* habe ich später eine Entsprechung entdeckt; Musik, die angemessen war, in ihrem Verhängnis, in ihrer Verspultheit, für mein eigenes, scheinbar unabänderliches Gefühl des Verlorenseins. In den untergründigen, rasselnden Sonarsounds fühlte ich mich ausgesetzt, und oft wurde mir dabei ganz makaber ums Herz. Ich spürte deutlich meine Abgenutzt-heit und vielleicht auch die letzten asteroidenhaften Bruchstücke eines Stolzes, der in mir zwischenzeitlich noch zurückgeblieben war: Ich hatte gelernt, in einer jahrelangen, unendlichen Anstrengung, dass ich fast überall funktionieren konnte; auch

in Zusammenhängen, die mir nicht guttaten. Auch in dieser erstarrten Umgebung, auf diesem Planeten, den wir jetzt wieder von Neuem aufbauen müssen. Ich hatte gelernt, dass ich diese andauernden inneren Mangelzustände ertragen konnte, indem ich selbst teilweise erstarrte.

Was das für ein Stolz war? Ein chaotischer und selbstabsorbierender Stolz, der mich lange zusammengehalten hatte und der seine neonfarbene Energie hauptsächlich aus Abscheu und Skepsis bezog. In meinem Kopf lasse ich diese Energie verglühen, indem ich die Hook eines imaginären Trapsongs andauernd wiederhole:

Ich mach's für die culture / wie Robert Walser

Ich mach's für die culture / wie Robert Walser

Ich mach's für die culture / wie Robert Walser

Ich mach's für die culture / wie Robert Walser

Ich will versuchen, mich selbst (und auch alles andere, sofern es meine eingeschränkten Wahrnehmungsfähigkeiten zulassen) neu zu erfahren, um die Verklumpungen, die permanent in mir wirken, auf der tiefstmöglichen Ebene mit außerirdischen Lichtwellen zu fluten, bis meine Charakterpanzer brechen.

Oberer Stadtplatz, Hall in Tirol, wo Lisa Stadtschreiberin war: Ich ballere mir Snickers-Eis rein, während ich am Brunnen sitze, direkt auf dem uralten Kopfsteinpflaster, weil die Stühle, die zur Eisdiele und zum *Café Weiler* gehören, keine Abendsonne mehr abkriegen, auch wegen des aufragenden Kirchturms. Ich schreibe in mein Notizbuch und um mich laufen Familien rum; die Kinder trinken Milchshakes aus Plastikcups und die Erwachsenen

rauchen Zigaretten. Sie bereiten sich auf den Erstkommunionsgottesdienst vor, der am nächsten Tag stattfinden wird. Ich warte auf Lisa, die kurz zum *Kulturlabor* gegangen ist, um irgendwas zu klären; im Anschluss werden wir überteuerte, aber fancy geformte Pommes essen, an einem schäbigen Imbiss auf der Innsbrucker Straße. In den Kalkalpen, die sich überall hier anhäufen, hängt glitzernder Dunst, der zart über die Schneegrenze hinwegschwebt, vielleicht auf achthundert Meter über Normalnull. Deshalb ist der Wind, der durch die Gassen kommt, kühl und klar. Ich glaube, die Tatsache, dass ich in mein Notizbuch schreibe, ist quasi irrelevant im Vergleich zu dem, was ich hier zwischendurch erahne. Allerdings beruhigt mich ein Gedanke von Anna Lowenhaupt Tsing: ... *die Kiefern mögen das beiläufig vom Menschen produzierte Durcheinander*. Das ermöglicht meinen Notizen eine Perspektive. Ich habe andauernd das Gefühl, dass ich Durcheinander produziere. Aber vielleicht ist das hilfreich, zumindest speziesübergreifend. Vielleicht hilft den Kiefern, was ich schreibe. Vielleicht hilft es mir dabei, mich selbst in einem Zustand der Kontamination und der Sehnsucht zu begreifen, ohne dass ich darauf mit Abschottung reagieren muss. Es gibt keine Existenz ohne Kontamination. Vielleicht konnte ich meinen Stolz so lange aufrechterhalten, bis ich kapiert habe, dass ich nicht unantastbar bin. Ich will gar nicht mehr unantastbar sein, sondern brüchig, aufbrechend; ich will keinen Stolz mehr, um mich abzuschotten, sondern Schutzzauber, die mich in meiner Offenheit bewahren.

Während wir auf den Zunterkopf rauflaufen, im Karwendelgebirge, stapfen wir durch den letzten Schnee, wobei sich stauartige Geröllfelder auf allen Seiten an den Berghängen, die uns

umgeben, abgelagert haben; als Überbleibsel von Lawinen wahrscheinlich. Teilweise sieht es außerirdisch aus, und es ermöglicht uns, die molekularen Flüsse, aus denen unser gemeinsames Leben aufgebaut ist, zu reinigen, indem wir das, was uns immer wieder heimsucht, langsam schmelzen lassen und unsere eigentlichen Perversionen freilegen. Manchmal sehen wir sukkulentenhafte Pflanzen am Rand des Weges; fleischige, tentakuläre Blätter, die gelb gesprenkelt um sich greifen. Ich gehe vor ihnen in die Hocke und betrachte sie eindringlich, bewundernd; ihre gezähnten, pulsierenden Blätter und die mattgrüne, dünne, faserige Haut. Außenrum befinden sich die weiten, aufleuchtenden Flächen aus Gestein und Schutt. Als wir uns umschauchen, bemerken wir, dass diese Pflanzen überall auf den Südhängen wachsen. Gämsen beobachten uns währenddessen gelangweilt von weiter oben. Sie wiederkauen Gräser, die den Winter farblos überstanden haben.

Kann es sein, dass das Aloe sind?, sagt Lisa; wahrscheinlich weil sie ahnt, dass es Aloe sind, während sie gleichzeitig weiß, wie abseitig diese Ahnung wirkt, wegen Mai und Klimazone und Verbreitungsgebiet.

Ich glaube, es sind Aloe, antworte ich ihr fast fragend.

Lisa fotografiert die Pflanzen mehrere Male mit ihrem iPhone, bevor ich ein paar äußere Blätter abbreche. Dann steigen wir vorsichtig den Hang hinauf. Viel weiter oben verharren die schneebedeckten, massiven Gipfel der Dreitausender. Wie verloren mögen sie sich fühlen? Die Oberflächen meiner schwarzen Boots und Lisas schwarzer Stiefel sind bald mit feinen Kalkschichten überzogen; wir halten uns an den Händen, um weniger weit abzurutschen im Kies. Wir klettern, bis wir einige frei stehende Felsen erreichen, deren Formen seit Millionen Jahren korallenhaft

gewachsen sind; sie haben schon den ganzen Tag die Sonnenwärme aufgenommen und glühen jetzt gewissermaßen, als wir uns dagegenlehnen. Wir atmen tief und heftig und verschwitzt. Ich öffne den lila Rucksack; wir trinken Eistee, hintereinander, und bestaunen den Höhenunterschied, den wir mit unserem kurzen Aufstieg geschafft haben. Wir sind bis über die Baumgrenze gekommen. Wir sind so trill gemeinsam in Tirol. Unter uns ist es bröckelnd und gleißend, und weiter entfernt sehen wir einen Bergbach, der durch kalkige Canyons ins Tal fließt; gesäumt von finsternen Tannen, die abgründig wirken in der Dichte und Entschiedenheit ihres Aufkommens und durch die Schatten, die sie unter sich versammeln. Während sich der Planet, mit all seinen Gebirgen obendrauf, der Sonne entgegendreht, schneiden wir die Aloeblätter mit einer von Lisas Haarspangen der Länge nach auf: Schleimige, klebrige Flüssigkeit quillt hervor, erst stellenweise, da, wo die Schnitte tiefer sind, bald aber gleichmäßig und geleeig. Wir haben nur Shirts an. Wir dippen mit den Spitzen unserer Finger im Pflanzensaft der Aloe. Wir verteilen die Flüssigkeit gegenseitig auf unseren Armen und in unseren Gesichtern; sie dringt kalt in die Poren und erwärmt sich dann langsam auf der Haut. Wir schauen uns an, mit gleichmäßigen, eintrocknenden Streifen auf den Wangen. Wir nehmen alles in uns auf, hauptsächlich Liebe, aber auch das Wissen, dass Gefährdetsein eine Grundbedingung menschlichen Lebens ist.

Nachdem wir unsere erste gemeinsame Nacht verbracht hatten, musste Lisa vormittags in die Universität, um Bücher für ihre Professorin zu scannen. Ich lief in der Zeit durch die Braunschweiger Innenstadt, beziehungsweise ich hockte, mit meinem Laptop auf

dem Schoß, eine Weile fast besinnungslos in den *Schloss-Arkaden*; noch unfähig, ansatzweise zu kapieren, was uns beiden passiert war. In einer Buchhandlung kaufte ich die DVD *Im Schatten des Mondes*; eine Doku über die Apollo-Missionen der NASA. Als wir den Film später anschauten, mit mehreren Unterbrechungen, feierten wir den Astronauten Alan Bean, der nach seiner Rückkehr vom Mond direkt aus der Quarantäne in die *Galleria-Mall* in Houston gefahren war, um dort stundenlang zu sitzen, Eis zu essen und eine Normalität zu bestaunen, die er im All nicht mehr gekannt hatte. Auf dem Mond habe das Universum so gewaltig und leer gewirkt, erzählte er. Im Spaß haben wir hinterher unsere Begegnung mit der ersten Mondlandung verglichen. Aber darum geht es hier nicht. Die Bedeutung von zwei so verschiedenen Ereignissen zu vergleichen, würde zu Erklärungen führen, und ich will nichts erklären; ich finde es nur bemerkenswert, inwieweit sich menschliche Reaktionen auf die unwahrscheinlichsten Extremsituationen ähneln. Lisa kennenzulernen war eine Umwerfung für mich, die bis in die subatomare Ebene meiner Existenz hineinwirkt. Ich hatte scheinbar einen ähnlichen Impuls wie Alan Bean. Ich wollte mich rückversichern, dass die Welt nach wie vor existierte; dass unsere Begegnung tatsächlich in der Welt stattgefunden hatte, nicht in meinen Hirngespinnsten. Jetzt erst verstehe ich Julio Cortázers Gedanke, wenn er schreibt, Wunder seien nicht absurd; was ihnen vorausgehe und was auf sie folge allerdings schon.

Neben Lisas Bett lag *Das wilde Denken* von Claude Lévi-Strauss. Während sie für uns Kaffee kochte, nach dem ersten Aufwachen miteinander, las ich: *Alles Geheiligte hat seinen Ort, sagt ein*

Eingeborenenendenker. Man könnte sogar sagen, dass erst dadurch etwas geheiligt ist, dass es einen Ort hat, da man, wenn man das Heilige unterdrückte, und sei es nur in Gedanken, die Ordnung des Universums zerstören würde; es trägt also dazu bei, diese Ordnung aufrechtzuerhalten, indem es den Ort einnimmt, der ihm zukommt. Ein paar Stunden später las ich Maggie Nelsons Erörterungen zu der Frage: *Was, wenn der Ort, an dem ich bin, das ist, was ich brauche?* Ich habe mich ausgiebigst damit auseinandergesetzt, ob die früheren Konstellationen, in die ich mich immer wieder von vorn begeben hatte, Rückschlüsse ermöglichen würden bezüglich meiner Tendenz, mich in Begegnungen selbst zu vergessen. Vielleicht war ich deshalb so vorsichtig, was die Auswahl meiner wenigen Freundinnen und Freunde anging. Also nicht, weil ich Vorbehalte anderen gegenüber hatte, sondern massive Vorbehalte gegenüber mir selbst; dass ich mich selbst nur erhalten konnte (womit ich quasi meinen bereits beschriebenen Stolz meine), indem ich wenige, intensive Freundschaften führte, innerhalb derer ich mich sicher wähnte. Trotzdem war ich zwischendurch mehrere Beziehungen eingegangen, die mir zusetzten und mich in die ärgsten Verzweiflungen trieben. Meistens habe ich das Gefühl, dass ich lange brauche, um irgendwas zu verstehen, manchmal fast ewig. Allerdings konnte ich langsam begreifen, dass ich mich selbst nicht hatte ausfüllen wollen, sondern oft nur verückt zuvorkommend einübte, mich selbst aufzugeben. Das wollte ich wieder verlernen und mich trotzdem hingeben.

Und es war auch nicht Eifersucht, die mich kurzzeitig festhielt, nachdem wir über frühere Liebschaften gesprochen hatten; ich hatte mich nur laichend in mir selbst verschlossen, für ein paar

Minuten. Vielleicht gab ich mich Vergangenheitsspekulationen hin, oder ich musste akzeptieren, dass Lisa früher schon Sehnsüchte hatte, also ähnliche oder sogar die gleichen wie jetzt auch, und dass sie bei anderen (auf andere Weise) gehofft hatte, wahrgenommen zu werden, als die, die sie war. Es war also nur meine idiotische Kurzverweigerung dahingehend, dass überhaupt schon Sehnsüchte existierten, als wir uns noch nicht kannten. Aber dann begriff ich wieder, wie sehr wir beide schon gelebt hatten davor; eine Tatsache, für die ich unendlich dankbar war.

Es gibt einen Ort für uns. Wir erschaffen ihn gemeinsam, durch unsere Offenheit und durch unseren Hustle, durch unseren Humor und durch die wahnwitzigen und wunderbaren Wiederholungen. Wir kontaminieren uns gegenseitig, immerzu; es ist eine Verunreinigung, die elektrisierend ist, weil sie aus unseren Gedanken, unseren Körperflüssigkeiten und unserem Lachen besteht. Wir befinden uns in einem subatomaren Zueinanderfinden; ein Zueinanderfinden, in dem wir beide luxurieren als zwei.

Im Rahmen ihres Stadtschreiber-Stipendiums wohnten Lisa und ich für einige Tage im AC Hotel in Innsbruck. Unser Zimmer war in der fünfzehnten Etage, und zwar weil wir es unbedingt so gewollt hatten, wir hatten so weit oben wohnen wollen wie möglich. Direkt morgens gingen wir vom Frühstücksbuffet aus in die Sauna, um dort zu lesen. Es war ungelogen der beruhigendste Ort im ganzen Hotel. Danach schrieb Lisa an ihrem Roman, während ich mir auf Youtube alte Skisprungwettbewerbe anschaute, die in Innsbruck stattgefunden hatten. Von unserem Zimmer aus konnte ich, während ich im Schneidersitz auf dem Bett saß, direkt

die Bergiselschanze betrachten; der Turm steht futuristisch am Stadtrand rum, bewachend und skeptisch. Irgendwann fand ich einen kurzen ORF-Beitrag aus dem Jahr 2002, der die Sprengung der alten Schanze zeigt; man sieht, wie die Anlage innerhalb von Sekunden komplett in sich zusammenkracht, eigentlich zur offensichtlichen Verblüffung ihrer selbst: Ihr ontologisches Befinden vaporisiert sich gewissermaßen aus dem Universum heraus; ein Sachverhalt, der sich seltsamerweise sogar in der aufquellenden Staubwolke artikuliert.

Ich hatte mir damals, also um 2002, in fast fieberhafter Erregung Winter für Winter die Vierschanzentournee von Anfang bis Ende reingeballert; meistens bei meinen Großeltern, im Anschluss an irgendwelche nachweihnachtlichen Essen, die entweder aus Gans oder Rouladen oder Sauerbraten bestanden, gereicht mit gebratenen Nudeln und Serviettenklößen und Rotkraut und Pilzsoße und anderen, gesiebten Soßen; ich will mich jetzt nicht in die Erinnerungen an diese Gelage reinsteigern, sonst würde mich eine dermaßen Familienabscheu befallen und ich müsste die widerwärtige Ekelhaftigkeit meines Onkels darlegen, und auch die traurige Engstirnigkeit meiner Großeltern, es würde vermutlich zu einem erbitterten Rant führen, den ich mir aufsparen möchte für spätere Anlässe. Na ja. Jedenfalls verließ ich den Esstisch bei der erstbesten Gelegenheit, deren Eintreffen ich schon aufmerksam erwartet hatte, und verkroch mich in das Fernsehzimmer meiner Oma, das im ersten Stock war, wo ich RTL einschaltete und mich von den ungebrochenen Immersionen der Übertragung umhüllen ließ, überzeugt von der Bedeutsamkeit der Vierschanzentournee, und (wie ich jetzt denke) auch weil es eine perfekte Fluchtmöglichkeit war, die mich rausbeamte aus dem Reihenhaus,

in dem ich mich gerade befand und in dem die im Alltag überlagerte Erstickungsgefahr unter der pseudogutbürgerlichenemotionalverwahrlosten Tristesse andauernd spürbar war; mittlerweile ist dieses Reihenhaus, das allerselbe, ein bemerkenswertes Bauwerk, das es gerade noch so, also unter Aufbringung all seiner Vorzüge, schafft, die Existenzen zweier Menschen zu ermöglichen, die gegenseitig in sich andauernd die eigene Abgefuckedheit gespiegelt sehen, den ganzen Tag lang, und die unfähig sind, seit Jahrzehnten eben, auch nur kurz darüber nachzudenken, ob es Veränderungen geben könnte, die es ermöglichen würden, sich nicht nur auf erschreckende Weise aneinander abzunutzen, sondern so mit dem eigenen Leben und Sterben umzugehen, dass es innerhalb der individuellen Beschränktheiten als wertvoll empfunden wird. Ich weiß nicht, ob die Zuneigungen, die meine Großeltern mir zweifellos entgegengebracht haben, aufwiegen können, dass ich mich innerlich immerzu wehren muss gegen die Sozialisation in einer Umgebung, in der es nur um Erfolg und Gesehenwerden ging und in der gleichzeitig die vielen Facetten und Auswirkungen der Depression allgegenwärtig waren, in der eine Verwahrlosung des Denkens stattgefunden hatte, in der auf einer existenziellen Ebene überhaupt kein Zuspruch möglich gewesen ist, weil alles von Selbsthass und Ignoranz befallen war. Ich muss jetzt nicht weiter darüber nachdenken, Trauer ist ein seltsamer Antrieb; aber später einmal wird es nötig werden, schätze ich, später, wenn alle tot sind beispielsweise.

Immer, wenn ich Youtube überdrüssig wurde, hauptsächlich aufgrund der schlechten Bildqualität der alten Fernsehmitschnitte, spazierte ich allein durch die Stadt, eigentlich orientierungslos, oder zumindest ohne Vorhaben. Oft machte ich einen Stopp im

Café Kater, wo ich wahrscheinlich Science-Fiction-Romane las. Das waren damals die einzigen Bücher, die mich interessierten.

An einem Tag, der sonnig und heiß war, entschloss ich mich, auf die Bergiselschanze raufzulaufen; ich wunderte mich, warum ich erst jetzt auf die Idee gekommen war. Ich ging an einem Einkaufszentrum vorbei, an einem Kino, an einem Friedhof auch, und dann endlich durch Wohngebiete, die an den Hang gebaut waren; schließlich erreichte ich das Gelände der Bergiselschanze und stieg die vielen fitzeligen Treppen des Absprungturmes rauf. Oben im Turm ist ein Restaurant untergebracht, das ich ausprobieren wollte; als ich reinkam, war ich sofort massiv unter Druck von neuschickem, billigmondänem Design und infiltriert von Klimaanlage, die mir augenblicklich Gänsehaut verpasste, den kompletten Rücken runter. Ich setzte mich an einen kleinen Tisch, direkt an der Fensterfront, von dem aus ganz Innsbruck zu übersehen war, und auch die funkelnden Bergmassive, die es umgaben; auf den Dächern waberte die Sonnenhitze, der Fluss zitterte mehr oder weniger – es war kompliziert, alles zu begreifen, die Reflexionen auf den Autodächern, die leuchtenden Baumkronen, die Windstille, eigentlich sogar die Gravitation, also wie all diese Gesteinsformationen aufeinander rumlasteten, dazu die ultraviolette Strahlung, die unsichtbar einsickerte, beispielsweise durch das unsichtbare Loch irgendwo in der unsichtbaren Atmosphäre. Währenddessen, gewissermaßen um Besinnung zu erlangen, fragte ich mich, ob die allmorgendlichen Meteoritenschauer auf dem Merkur gerade stattfinden würden, weil ich nicht wusste, was ein Morgen auf dem Merkur überhaupt bedeutete; ich dachte an die Aufnahmen der NASA, ich fragte mich, wie man ausgehend von solchen statischen Fotografien das andauernde Vergehen, das

Meteoriten eigentlich bedeuten, verstehen sollte. Es war schon wieder viel zu unmöglich, alles aufmerksam in mich aufzunehmen, viel zu viel auf einmal, sodass mein Bewusstsein kapitulierte; ich glaube, ich starrte die Stadt minutenlang an, einfach so, wobei ich mir gewahr darüber war, dass ich hinterher zwar ein Wirrwarr an Emotionen für diesen Moment haben würde, aber eben kein statisches Panoramaabbild in meinem Bewusstsein. Also erfinde ich den Ausblick von der Bergiselschanze neu, oder ich erfinde ihn nach, sodass er möglicherweise im Einklang mit den Emotionen steht, die meine waren, als ich selbst in dem Restaurant saß. Natürlich wurde ich schon bald von einer Servicekraft aus meiner Verwunderung herausgerissen. Ich bestellte, ohne in die Speisekarte geschaut zu haben, einen vegetarischen Salat, einen gespritzten Birnensaft und einen Espresso Macchiato. Birnensaft gab es nicht, also wechselte ich zu Traubensaft. Gespritzt aber, wiederholte ich. Gespritzt, bestätigte mir die Servicekraft; ein junger Mann mit geglätteten, schwarz gefärbten Haaren, dessen weißer Hemdkragen vielleicht ein bisschen zu steif gebügelt war. Entweder war er belustigt von unserer Konversation oder beschämt, er errötete jedenfalls leicht in seinem verflaumten, bleichen Gesicht und grinste mich an. Um mich insgesamt zu beruhigen, las ich daraufhin weiter in meinem Science-Fiction-Roman. Zwischendrin betrachtete ich die Anlaufspur, die mit glitzernden Eisenplatten ausgelegt war und ziemlich steil nach unten führte; der Schanzentisch glitzerte auch. Ich wusste, dass darunter alles von dunkelgrünen Matten bedeckt war; weiter unten im Tal, um den Auslauf herum, waren die Tribünen angeordnet, leer und lauernd irgendwie. Es war immer noch Vormittag, ich war quasi allein in dem Restaurant, mal abgesehen von dem jungen Mann

und anderen Servicekräften, die Besteck sortierten oder Servietten falteten oder angeödet miteinander sprachen oder einfach nur dastanden, müde, maßlos, überfordert, jäh verwirrt von der Eigenartigkeit ihrer Nebenjobs. Ich war gut gelaunt. Ich wusste, dass ich am Nachmittag mit Lisa schwimmen gehen würde, dass wir gemeinsam über die Doku, die wir am Abend zuvor gesehen hatten, nachdenken würden, dass wir Eis essen und auf flauschigen Hotelhandtüchern im dickflüssigen Schatten einer Kiefer liegen würden. Und es war so, dass mein Hungergefühl eingebettet war in eine hitzebedingte, flaue Gemächlichkeit, also kaute ich nur sehr versonnen auf meinem Salat rum, salzte minimal nach, pfefferte ein bisschen und musste fast einen Anflug von High unterdrücken, als ich mir mittendrin meinen Espresso Macchiato reinschüttete. Ich fragte den jungen Mann, ob er sich nicht mehrmals im Sommer erkälten würde, in dieser trockenen Klimaanlagenluft hier drin. Wahrscheinlich schon, sagte er, ist aber mein erster Sommer hier oben. Dann nahm er meine Espressotasse mit und verschwand in der Küche; er bemühte sich um eine gewisse Striktheit in seinem Gang, aber es wirkte überstürzt. Menschsein ist meistens doch sehr verräterisch. Die kleinen Brotecken im Salat waren supercrispy, das war belebend irgendwie, also jeder einzelne Biss manifestierte mich ein Stück weit mit. Kannst du einfach kauen, dachte ich mir gegenüber, kannst du einfach nur weiterkauen bitte. Natürlich wurden die Brotecken irgendwann schwammig, durch meinen Speichel hauptsächlich, auch durch das Malmen meiner Backenzähne. Aber trotzdem, es half trotzdem. Ich bestellte mehr von den Brotecken, und der junge Mann grinste schon wieder. Was für eine Komplizenschaft sollte das werden zwischen uns? Gar keine, wie sich herausstellte, weil das Restaurant plötzlich

eingenommen wurde von Nachwuchsskispringerinnen und Nachwuchsskispringern, die in ihren silbernen Anzügen und ihren Skischuhen reingelaufen kamen und sich überall hinsetzten; auch zu mir setzte sich ein junger, hochgewachsener Skispringer. Er legte seinen schwarzen Helm auf dem Tisch ab, direkt neben meinem Salatteller. Die Servicekräfte waren auf einmal damit beschäftigt, Vitaminwasser und Powerriegel zu verteilen.

Wer seid ihr?, fragte ich den Skispringer.

Österreichische Jugendnationalmannschaft, antwortete er.

Okay, sagte ich.

Was liest du da?, fragte er und schob sein Kinn in Richtung meines Buches vor.

Gertrude Rhoxus.

Kenne ich nicht.

Schade, aber macht eigentlich auch nichts.

Um was geht es da?

Science-Fiction, antwortete ich.

Ich lese Mangas, sagte er, also die richtigen, die man umgekehrt liest, von hinten.

Cool, sagte ich.

Und Bildbände schaue ich mir manchmal an, sagte er, und Internet natürlich.

Bist du ein guter Springer?

Ich bin 1,82 Meter groß und wiege 56 Kilo und bin fucking muskulös und athletisch, sagte er grinsend.

Was soll das heißen?

Schon, dass ich gut bin, sagte er, auch weil ich diszipliniert bin. Hier schau her, du kannst meinen Powerriegel haben, ich schmeiße ihn nachher eh weg.